

Mario Reading
Corpus maleficus

Buch

*Alles begann mit dem Eid, den ein treuer Graf im Jahr 1228
vor seinem König ablegte:*

De Bale hörte, wie sich der König näherte, beschloss aber, nicht aufzublicken. Die Worte des Königs waren durch die hallende Basilika bis zu ihm vernehmbar gewesen, und de Bale begriff, dass sich genau in diesem Moment seine eigene Zukunft und die seiner Familie für alle Zeiten entscheiden würde.

Er spürte, wie die Spitze des königlichen Schwerts seine rechte Schulter berührte. »Ihr habt den Teufel gesehen, de Bale?«

»Ich habe ihn gesehen, Sire.«

»Und Ihr habt den König beschützt?«

»Mit meinem Leben, Sire.«

»Und Ihr werdet den König immer beschützen?«

»Immer, Sire.«

»Und sein Reich?«

»Ich – und meine ganze Familie. Bis in alle Ewigkeit.«

»Dann werdet Ihr mein Corpus maleficus sein.«

Autor

Mario Reading hatte bereits in zahlreichen Berufen gearbeitet – darunter als Reitlehrer in Afrika und Verwalter einer Kaffeeplantage in Mexiko –, bevor er sich zunächst dem Schreiben von Sachbüchern widmete. Der große internationale Durchbruch gelang Mario Reading jedoch mit seinem Debütroman *Die 52*. Die Rechte an diesem einzigartig spannenden Thriller wurden bereits in 32 Länder verkauft.

Außerdem ist von Mario Reading lieferbar:

Die 52. Thriller (37122)

Mario Reading

Corpus maleficus

Thriller

Aus dem Englischen
von Fred Kinzel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Mayan Codex« bei Corvus, an imprint of Atlantic Books,
Grove Atlantic Ltd., London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2010

bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Mario Reading

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagmotiv: © Artwork HildenDesign, München

Redaktion: Dr. Rainer Schöttle

UH · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37598-1

www.blanvalet.de

Für meine geliebte Frau, Claudia de Los Angeles,
la guardiana de mi corazón

Mario Reading 2010

VORBEMERKUNG DES AUTORS

Wie bei den Überlieferungen der Zigeuner im ersten Teil meiner Nostradamus-Trilogie sind auch die in diesem Buch beschriebenen Namen, Gebräuche und Mythen der Maya korrekt wiedergegeben. Ich habe lediglich der erzählerischen Einfachheit halber die Sitten einer Reihe verschiedener Mayastämme zu denen eines einzigen zusammengezogen. Der Bericht von Akbal Coatl – alias »die Nachtschlange« – über die von dem Mönch Diego de Landa begangenen Grausamkeiten wurde in keiner Weise verfälscht. Diese Schrecken sind geschehen, und zwar genauso, wie von mir beschrieben.

Der allergrößte Teil der geschriebenen Geschichte der Maya wurde in einem einzigen allumfassenden Pogrom vernichtet.

EPIGRAPH

»Esst, esst, solange ihr noch Brot habt
Trinkt, trinkt, solange ihr noch Wasser habt
Ein Tag wird kommen, da Staub die Erde beherrscht
Und das Antlitz der Welt zerstört sein wird
An jenem Tag wird eine Wolke aufsteigen
An jenem Tag wird sich ein Berg erheben
An jenem Tag wird ein starker Mann das Land an sich reißen
An jenem Tag wird alles in Trümmern versinken
An jenem Tag wird das zarte Blatt zerstört werden
An jenem Tag werden sich sterbende Augen schließen
An jenem Tag wird man drei Zeichen an einem Baum sehen
An jenem Tag werden drei Generationen Männer dort hängen
An jenem Tag wird man die Kriegsfahne hochziehen
Und das Volk wird sich in die Wälder zerstreuen.«

Aus den *Neun Büchern des Chilán Balam*
Wiedergegeben nach der Übersetzung des Autors

PROLOG

1 Le Château de Monfaucon, Montargis, Frankreich,
25. Oktober 1228

Der junge König kniete nieder und betete ein wenig vor der Jagd – immerhin war Gott auf seiner Seite. Dann ritten er und sein fünfzig Mann starkes Gefolge unter lautem Klappern aus dem Château de Monfaucon in Richtung des herrschaftlichen Walds.

Es war ein stürmischer Herbsttag, das Laub wirbelte im Wind, und der Regen, der in der Luft lag, machte die Wangen feucht. Den zwölf berittenen Zisterziensermönchen, die den König stets begleiteten, fiel es zunehmend schwerer, ihre Stundengebete über das Getöse des Winds hinweg hörbar zu machen. Der König warf von Zeit zu Zeit einen zornigen Blick zu ihnen zurück, verärgert über das An- und Abschwollen ihres Gesangs.

»Ihr könnt alle nach Hause reiten. Ich habe genug von eurem Gejaule. Ich verstehe kein Wort davon.«

Die Mönche, an die Launen ihres Herrn gewöhnt, lösten sich aus der Jagdgesellschaft; insgeheim freuten sie sich über eine frühe Rückkehr ins Kloster, zum prasselnden Feuer und zu einem üppigen Frühstück, das sie dort erwartete.

Ludwig wandte sich an seinen Schildknappen, Amauri de Bale. »Was du über den wilden Eber sagtest, als wir uns gestern unterhielten – dass er ebenfalls ein Symbol Christi sei –, stimmt das?«

De Bale spürte ein inneres Frohlocken. Die Saat, die er so sorgfältig gelegt hatte, ging doch noch auf. »Ja, Sire. Das Wort Eber lässt sich meines Wissens direkt zu Ibri, dem Urahn der Hebräer zurückverfolgen.« Mit Hilfe einer erstaunlich praktischen, aber falschen Wortherleitung, wie de Bale für sich ergänzte.

Ludwig schlug auf den Knauf seines Jagdsattels. »Die als Ibrim bekannt waren. Natürlich!«

De Bale grinste. Er schickte ein heimliches Dankgebet an die Phalanx der Hauslehrer, die dafür gesorgt hatten, dass Ludwig sogar noch gebildeter war als sein kraftloser Sodomit von Großvater, Philip II. Augustus.

»Wie Ihr wisst, Sire, war der Eber im alten Griechenland der Schutzgeist der Göttinnen Demeter und Atalanta. In Rom der des Kriegsgottes Mars. Hier in Frankreich könnte man sagen, der Eber steht für Euch, Sire, und zwar in dem Sinn, dass er sowohl heldenhaften Mut als auch die Weigerung verkörpert, sein Heil in der Flucht zu suchen.«

Ludwigs Augen brannten vor Begeisterung. Seine Stimme erhob sich hoch über das Brausen des Winds. »Heute werde ich einen wilden Eber mit meiner Axt töten. Genau wie Herkules am Berg Erymanthos. Gott hat heute Morgen zu mir gesprochen und mir gesagt, in diesem Fall würden sich die Eigenschaften des Ebers auf mich übertragen, und in meiner Herrschaftszeit würde es zur dauerhaften Annektierung von Jerusalem, Nazareth und Bethlehem durch die Heilige Mutter Kirche kommen.«

De Bale runzelte die Stirn. »Durch den Heiligen Römischen Kaiser, meint Ihr?«

»Ich meine, durch mich.«

De Bale war vorübergehend um Worte verlegen. Das wurde ja mit jedem Augenblick besser. Der König hatte den Vorschlag sogar selbst gemacht. Er schaute in die Mienen der Ritter ringsum – ja, sie hatten den König sehr wohl verstanden.

Er konnte förmlich hören, wie sich ein Schließmuskel um den anderen zusammenzog, als das Gefolge des Königs begriff, dass sie heute auf wilde Eber – und nicht auf Hirsche – Jagd machen würden.

De Bale warf einen Seitenblick zum König. Mit seinen sechzehn Jahren war er ein ganzes Jahr älter als Ludwig. Körperlich war er bereits voll ausgebildet, während der fünfzehnjährige König erst im Anfangsstadium der Geschlechtsreife stand. Was die Größe anging, überragte Ludwig jedoch de Bale um mehr als einen Kopf, und er saß mit dem Selbstvertrauen der ungestümen Jugend auf seinem Pferd.

»*Dente timetur*«, sagte de Bale.

»*Rex non potest peccare*«, gab der König mit einem selbstzufriedenen Lächeln zurück.

Das königliche Gefolge brach in spontanen Beifall aus. Selbst de Bale musste zugeben, dass ihn das elegante Wortspiel des Königs beeindruckte. Er verneigte sich tief im Sattel.

De Bale hatte ursprünglich die Absicht gehabt, sich abzusichern – *dente timetur* war ein wohlbekannter lateinischer Ausdruck für: »Die Zähne sind furchterregend« oder, in diesem Zusammenhang: »Vorsicht mit den Hauern«. Aber der König hatte mit *rex non potest peccare* gekontert – »der König kann nicht sündigen«. Indem er jedoch ein überraschendes Komma zwischen *potest* und *peccare* einschob und das *e* am Ende von *peccare* zu einem *i* abschliff, hatte Ludwig den Satz wundersamerweise in »Du kannst den König nicht beherrschen, wildes Schwein« verwandelt.

Das Wortspiel war so zauberhaft, dass de Bale kurz versucht war, seinen Plan zu ändern und das Leben des Königs zu schonen – wo sonst als in Frankreich fand man einen fünfzehnjährigen König, der so geistreich war wie ein Peter Abaelard? Doch ein kluger Mann überlegte es sich zweimal, ob er sich einen so mächtigen Verwandten wie Pierre Mauclerc, den Herzog der Bretagne, zum Feind machen wollte. De Bale saß zwi-

schen den Plantagenets und den Kapetingern sauber zwischen allen Stühlen.

Er lenkte sein Pferd näher zu dem des Königs und warf rasch einen Blick über die Schulter, um zu sehen, wie es die übrigen Edelleute aufnahmen, dass er derart die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog. »Ich weiß, wo Ihr einen finden könnt, Sire. Er ist ein Ungeheuer. Der größte Keiler von hier bis Orléans. Er wiegt leicht vierhundert Pfund.«

»Wie? Was hast du gesagt?«

Der Narr hat schon wieder gebetet, dachte de Bale. Wenn er so weitermacht, endet er entweder als Heiliger oder als Tyrann.

De Bales eigene Version eines feierlichen Gebets blitzte unaufgefordert in seinem Kopf auf: »Mögest Du in Deiner Güte dafür sorgen, lieber Gott, dass der Hurensohn nach meiner bevorstehenden Tat weder als Heiliger noch als Tyrann, sondern als Märtyrer endet – und ich nicht als gevierteilter, verwirrter Königsmörder.«

De Bale verneigte sich als Reaktion auf die Frage des Königs, und ein widerwärtiges Lächeln spielte über sein Gesicht. »Ich hatte ihn eigentlich für mich selbst reserviert, Sire. Meine Diener ...«

»Wie kannst du ihn für dich selbst reservieren? Alle wilden Eber gehören dem König. Wofür hältst du dich?«

De Bale errötete. Gott beschütze mich vor Männern, die meine Herren sind, formulierte er für sich. Er war bereits Mauclerc verpflichtet, und hier kreuzte er die Klinge mit seinem anderen Lehensherrn, Ludwig IX., den Mauclerc tot sehen wollte. De Bale spürte, wie sein Gehirn um seine Achse rotierte. Er tastete sich an die richtige Vorgehensweise heran, den richtigen Weg, abzuspringen.

»Das Tier befindet sich weit außerhalb des königlichen Walds und gehört deshalb rechtmäßig mir. Und noch habe ich es nicht getötet. Ich habe meine Männer lediglich angewie-

sen, eine Absperrung aus Weiden um sein Versteck zu errichten und es mit dauerndem Getöse am Weglaufen zu hindern. Ich weiß, es ist da drin. Ich habe es nur noch nicht gesehen. Ich wollte den Eber der Heiligen Jungfrau widmen und dann abschlachten. Es heißt, seine Hauer seien zwölf Zoll lang.«

»Zwölf Zoll? Unmöglich.«

De Bale kannte seinen Mann. Er zuckte mit den Achseln und blickte in die Ferne.

»Dann ist er der Teufel, kein Eber. Vierhundert Pfund, sagst du? Und zwölf Zoll lange Hauer? Er ist ein Hochstapler. Es ist unvorstellbar, dass sich unser Herr Jesus Christus in so einem Ungeheuer widerspiegeln soll.«

De Bale holte zum entscheidenden Schlag aus. »Das wäre wohl möglich, Sire. Ihr habt zweifellos recht.« Er bekreuzigte sich mit übertriebener Geste, fast als würde er Weihwasser über eine unsichtbare Versammlung spritzen. »Um wie viel mehr ist er dann ein geeigneter Gegner für einen christlichen König!«

2 Die königliche Jagdgesellschaft brauchte fünf Stunden, bis sie den herrschaftlichen Wald der de Bales erreicht hatte. Ersatzpferde waren angefordert worden, und de Bale hatte Essen bestellt und einen Pavillon direkt am Gehege des Ungeheuers aufstellen lassen. Er hatte auch einen Boten vorausgeschickt, um seine Pächter von der täglichen Arbeit freizustellen und sich ein größtmögliches Publikum für ein Ereignis zu sichern, das nach seiner festen Überzeugung die Erde erschüttern und das Reich verändern würde.

Als der König schließlich von den St.-Benedikt-Marschen kommend einritt, fielen fünfhundert seiner eifrigen Untertanen zur Begrüßung auf die Knie.

»Möchtet Ihr zuerst ausruhen, Sire?« De Bale fing den Blick seines Hofmeisters auf. Der Mann verbeugte sich, um anzuzeigen, dass alles für das Wohlergehen des Königs vorbereitet sei. »Oder sollen wir sofort zur Sache kommen?«

Der König blickte über die Weidenumfriedung. Sein Gesicht war aschfahl.

Er verliert die Nerven, dachte de Bale. Der arme Tor hatte fünf Stunden Zeit, über alles nachzudenken, und er verliert die Nerven. »Darf ich Euer Kämpe sein, Sire, und das Schwein in Eurem Namen mit der Axt erschlagen?«

Ludwig schwang ein Bein über den Sattelknauf. Ein Diener schlitterte um das Hinterteil des Pferds herum und machte seinen Rücken zu einem Tisch, damit der König seine Stiefel nicht zu beschmutzen brauchte. »Hat Gott heute Morgen auch zu dir gesprochen, Amauri?«

»Nein, Sire. Natürlich nicht. Gott spricht nur zu Königen, Päpsten und dem Heiligen Römischen Kaiser.«

Der König knurrte. Er machte seinem Stallmeister ein Zeichen. »Bring mir eine Axt. Ich werde diesen Eber töten, und dann essen wir.«

De Bale schickte ein inbrünstiges Dankgebet zum Himmel, dass sich keiner der reiferen Berater des Königs die Mühe gemacht hatte, an der Jagd teilzunehmen. Wie es ihre Art war, schmiedete die ganze Bande irgendwo Ränke mit der Königinmutter. Er hatte das ganze Feld für sich.

Er hob seinen Panzerhandschuh und machte seinen Jägern ein Zeichen, mit der Treibjagd zu beginnen. Diese wiederum bedeuteten ihren Männern mit den Signalflaggen, den Befehl zu den Treibern am anderen Ende des Dickichts zu übermitteln.

»Der Eber kann jeden Moment auftauchen, Sire. Darf ich vorschlagen, dass Ihr Eure Position einnehmt?«

Der König schritt durch die Öffnung, die man in der Absperrung für ihn ausgespart hatte. Vor ihm befand sich ein dichtes Gestrüpp aus Dornen und Weiden. In diese Pflanzenmasse war eine Schneise geschlagen worden, durch die der Eber, jedenfalls der Theorie nach, gelenkt werden sollte.

De Bale nickte einem seiner Bewaffneten zu. Der Mann

warf ihm eine Lanze zu. De Bale bezog rechts hinter dem König Stellung. »Ich werde nur eingreifen, Sire, falls Euer erster Schlag nicht ausreichend sein sollte.«

»Du wirst nicht eingreifen. Mein erster Schlag wird ausreichen. Gott hat zu mir gesprochen. Ich bin sein gesalbtes Gefäß.«

De Bale neigte den Kopf; er fügte sich mit demonstrativem Widerwillen den Wünschen des Königs. Dieser konnte die Bewegung seines Schildknappen nicht sehen, aber alle anderen sahen sie. »So sei es, Sire.« Er stützte sich auf seine Lanze und wartete.

Bald war ein Geschrei von jenseits der Hügelkuppe zu hören. Die Treibjagd hatte begonnen. De Bale hatte befohlen, dass die Linie der Treiber mit Abständen von nicht mehr als einem Meter zwischen den einzelnen Männern vorrücken sollte – das Letzte, was er wollte, war, dass der Eber nach hinten ausbrach und einen seiner eigenen Leute anstelle des Königs aufschlitzte.

»Denkt daran, Eure Beine geschlossen zu halten, wenn Ihr zuschlagt, Sire.«

»Wovon redest du?«

»Ein Eber stößt mit seinen Hauern nach oben, um seinem Opfer die Eingeweide herauszureißen. Wenn Ihr die Beine geschlossen haltet, Sire, schützt Ihr nicht nur Euch selbst, sondern auch die Zukunft Frankreichs.«

Ludwig brach in Lachen aus.

Gut, dachte de Bale. Ein weiterer Beleg für die Zeugen ringsum, dass zwischen dem König und mir alles in Ordnung ist. Und mit geschlossenen Beinen wird der Narr seinen Schlag umso wahrscheinlicher verpfuschen.

Ein Krachen ertönte aus dem Unterholz, gefolgt von einem erregten Heulen der Zuschauer. Ein Eber brach aus der Schneise im Dickicht und rannte direkt auf den König zu.

»Nicht dieser, Sire.«

De Bale spurtete vor und durchbohrte den Eber mit seiner

Lanze. Das Tier kreischte, fiel auf den Rücken und schlug mit allen vier Beinen. De Bale winkte seinen Jägern, die hinzurannten, dem Schwein die Kehle aufschlitzten und es fortschleiften. Ein stechender Geruch blieb in der Luft hängen.

»Der hatte weniger als zweihundert Pfund, Sire. Euer Eber ist mehr als doppelt so groß.«

Ludwig hatte die Augen weit aufgerissen. Er schien wie hypnotisiert von dem noch immer dampfenden Blut, das von dem geschlachteten Tier auf der Erde zurückgeblieben war.

Komm schon, murmelte de Bale lautlos im Rücken des Königs. Verlier jetzt nicht die Nerven, Mann. Du würdest es nie wiedergutmachen. Die Leute würden sich Lieder über dich ausdenken. Du würdest als Ludwig der Schwache in die Geschichte eingehen. Und das Schicksal würde dich ohne Frage hundert Jahre alt werden lassen.

Ein Stöhnen ging durch die Menge. Aus der Pflanzung war ein weißer Hirsch aufgetaucht. Das Tier knickte leicht in den Hinterbeinen ein und sprang dann quer durch die Linie der Jäger; mit einem Satz überwand es den Weidenzaun und galoppierte in den umliegenden Wald.

De Bale murmelte eine Reihe von Kraufausdrücken. »Es ist ein weißer Hirsch, Sire. Seine Anwesenheit bedeutet, dass Euer Ziel unerreichbar ist.« Die Worte kamen ihm nur schwer über die Lippen. Aber das Symbol war so eindeutig und die Bedeutung des weißen Hirschen so allgemein bekannt, dass es angesichts seiner Stellung als Gastgeber des Königs töricht von de Bale gewesen wäre, nicht darauf einzugehen.

»Wie der Hirsch dürstet nach dem Wasserlauf, so dürstet meine Seele nach Dir, o Gott.« Ludwig machte sich zum Schlag bereit. Es war offenkundig, dass er beabsichtigte, sowohl den Hirsch als auch de Bale eines Besseren zu belehren.

Aus der Reihe der anrückenden Treiber ertönte ein schriller Schrei, dann ein Durcheinander von Stimmen. Jemand war eindeutig aufgespießt worden.

Der König blickte überall gleichzeitig hin, sein Gesicht war aschgrau im plötzlich durch die Bäume brechenden Sonnenschein.

Der Eber tauchte am äußersten Rand des Dickichts auf, von seinen Hauern hingen rote Streifen.

Zuerst sah ihn der König nicht. Aber der wütende Eber – der Erste des Paares, der Blut geschmeckt hatte – sah nun den König. Er blickte zur Reihe der Jäger. Keine Lücke. Dann zurück zum König, der völlig allein stand.

Der Eber griff an, er verdrehte seine Schnauze dabei und klappte sie auf und zu, um sich von dem Gewirr der Eingeweide zu befreien, die seine Sicht behinderten.

Der König sah den Eber und richtete sich auf. Er holte mit der Axt aus und wartete.

»Lauft ihm entgegen, Sire! Ihr müsst ihm entgegenlaufen!« De Bale hatte nicht die leiseste Ahnung, warum er dem König plötzlich zu helfen versuchte. Er wollte, dass der Mann starb, Himmel noch mal, nicht, dass er zur Legende wurde.

Der König begann schwerfällig auf den Eber zuzutrotten, die Axt zum tödlichen Schlag erhoben.

Der Eber wich geschickt aus und stieß seine Hauer von der Seite her in den König.

Der König schrie und stürzte.

Der Eber wendete zu einem zweiten Angriff.

Ohne nachzudenken, rannte de Bale auf den König zu und stieß mit seiner Lanze abwärts in die Bahn des anstürmenden Ebers. Die Lanze drang dem Tier durch die Schulter. Blut spritzte wie eine dunkelrote Fontäne über die liegende Gestalt des Königs.

Der Stoß hatte den Schaft der Lanze brechen lassen, sodass de Bale nurmehr mit einem zersplitterten Stück Holz in der Hand dastand.

Der mächtige Eber kroch auf den König zu, um zu beenden, was er begonnen hatte.

Die Jäger näherten sich mit gezückten Messern, allen stand der Mund weit offen vor Entsetzen.

De Bale sah all das wie in endlos langsam vorbeiziehenden Bildern. Es war klar, dass er nur noch eine Möglichkeit hatte.

Er warf sich auf den Eber und packte dessen messerscharfe Hauer mit seinen Händen. Seine letzte bewusste Erinnerung war, wie die Messer der Jäger neben seinem Kopf niedersaus-
ten.

3 Amauri de Bale, Graf von Hyères, blieb die nächsten sech-
zehn Jahre vom Hof verbannt.

Die Königinmutter, Blanche de Castille, hatte ihm nie ver-
ziehen, dass er ihrer Ansicht nach ihren Sohn, den König, zu
einer Handlung ermutigt hatte, deren Torheit nur noch durch
ihre Sinnlosigkeit übertroffen worden war. Der Umstand, dass
de Bale das Leben des jungen Königs unter erheblicher Ge-
fahr für sein eigenes Leben gerettet hatte, zählte in ihrer Ein-
schätzung wenig – immerhin hatte es de Bale ohne Frage vor
einem qualvollen Tod durch Vierteilen wegen Königsmords
bewahrt.

Dem König war von seiner Mutter verboten worden, jemals
wieder mit de Bale zu sprechen, und er hatte diesem Ansin-
nen aus Pflichtgefühl und Zuneigung zu seiner Mutter zuge-
stimmt; allerdings hatte er es abgelehnt, einen offiziellen Eid
darauf zu schwören.

Doch der König war ein tief religiöser Mensch und in ganz
Europa für seinen Gerechtigkeitssinn berühmt. Während der
Jahre ihrer erzwungenen Trennung war er immer mehr zu der
Überzeugung gelangt, dass Amauri de Bale von Gott dazu aus-
erkoren worden war, ihn vor den Machenschaften des Teufels
zu schützen. Und darüber hinaus, dass der mächtige St.-Bene-
dikt-Eber, weit entfernt davon, die Gestalt eines der ureigenen
Symbole Christi anzunehmen, in Wirklichkeit Luzifer selbst
gewesen war.

Im Spätsommer 1244, nach einer beinahe tödlich verlaufenen Krankheit, hatte König Ludwig zum Entsetzen seiner Mutter einseitig seine Absicht erklärt, das Kreuzfahrergelübde abzulegen.

Nach eingehender Seelenerforschung und unter Anleitung seines Beichtvaters Geoffrey von Beaulieu sowie seines Kaplans Wilhelm von Chartres kam man zu dem Schluss, dass der König den Eid unmöglich ablegen konnte, ohne vorher Gottes Anteil an seiner Entscheidung anzuerkennen. Und das wiederum ließ sich nicht ohne eine irgendwie geartete Anerkennung des Mannes bewerkstelligen, den Gott selbst eindeutig dazu auserwählt hatte, den König vor dem Teufel zu beschützen.

Das Problem wurde weiterhin dadurch verschärft, dass eine Reihe der königlichen Edelknaben – von denen viele inzwischen, sechzehn Jahre nach dem denkwürdigen Ereignis, wichtige Staatsämter innehatten – an jenem Morgen im Jahr 1228 eindeutig gehört hatten, wie der König dem Grafen Amauri de Bale erklärte, dass er, Ludwig, *Rex Francorum* und *Rex Christianissimus*, Stellvertreter Gottes auf Erden, Hoher Beschützer Frankreichs (der ältesten Tochter der Kirche), von Gott persönlich die Anweisung erhalten habe, zuerst loszuziehen und einen wilden Eber mit seiner Axt zu töten, falls er je die dauerhafte Annektierung Jerusalems, Nazareths und Bethlehems durch die Heilige Mutter Kirche erreichen wollte.

Dank seines immer tiefer gehenden Verständnisses der Heiligen Schrift war dem König – und durch ihn seinen Beratern – inzwischen klar, dass Gott an jenem Tag ein weitergehendes und weniger offenkundiges Ziel verfolgt hatte. Und dass sein Beweggrund die Erwählung Amauri de Bales als einzigen Streiter des Königs einschloss. Der für ihn und in seinem Namen, mit anderen Worten: in der Erfüllung der Wünsche Gottes, handeln sollte.

Als direkte Folge aus diesem Umstand und gegen die lebhafteste Missbilligung der Königinmutter sandte der König eine

offizielle Aufforderung an de Bale, sich in der Basilika von St. Denis, vor den Gräbern Ludwigs VIII., des Vaters des Königs, und Philips II. August, seines Großvaters, einzufinden, und zwar auf den Tag und die Stunde genau sechzehn Jahre nach seinem gottgewollten Eingreifen.

4 Zuerst war Amauri de Bale versucht gewesen, sich der Aufforderung, die er für eine List hielt, zu entziehen, indem er sich in den Nachwirren des sechsten Kreuzzugs spontan zum Dienst in der Armee des Heiligen Römischen Kaisers, Friedrichs II., meldete. Aber er wusste: Wenn sich die Königin tatsächlich an ihm rächen wollte, konnte sie ihn im Heiligen Land ebenso leicht aufspüren, wie sie ihn während der letzten sechzehn Jahre in der dürftigen Sicherheit seines Châteaus hätte erreichen können.

Dass er sein Leben – und den Erhalt seiner Gliedmaßen – der Gnade des Königs verdankte, war kaum zu bezweifeln. De Bale schauderte es bei dem Gedanken, was man auf Befehl der Königin mit ihm gemacht hätte, wenn er nicht im letzten Moment seine Meinung geändert hätte und dem König zur Seite gesprungen wäre, um dessen Leben zu retten. Seine – auf den ersten Blick – absurde Entscheidung an jenem Tag war jedoch nicht durch einen unwahrscheinlichen Ausbruch von Nächstenliebe zustande gekommen, sondern vielmehr durch den Instinkt des geübten Kriegers, gepaart mit der plötzlichen Erkenntnis, dass dieser geistreiche junge König Frankreich doch zur Ehre gereichen konnte und nicht nur eine weitere kapetingische Bürde für das Land sein würde.

Das Ergebnis war natürlich gewesen, dass de Bale mit dem Herzog der Bretagne aneinandergeriet – mit allem, was dies an schwindendem Einfluss, einer weniger vorteilhaften Heirat und einer dramatischen Beschneidung seiner politischen Ambitionen mit sich brachte. Doch er war zu dem Schluss gekommen, dies sei, alles in allem betrachtet, das kleinere von zwei

Übeln – Mauclerc war schlimm, aber die Königinmutter war schrecklich.

De Bale kniete deshalb mit gesenktem Haupt vor dem Sarkophag des Königsvaters, die Unterarme auf dem einen erhobenen Knie, und wartete auf des Königs Belieben. Sein ganzes Leben war eine Folge häufig spontaner, riskanter Spiele gewesen, und nun empfand er in fatalistischer Weise seine eigene Bedeutungslosigkeit in dieser prachtvollen neuen gotischen Basilika von St. Denis.

Flankiert von seinem Beichtvater Geoffrey von Beaulieu und seinem Kaplan Wilhelm von Chartres stand der König im Schatten einer der zwanzig Säulenstatuen, die das Westportal der Basilika schmückten, und beobachtete de Bale.

»Schaut«, sagte der König. »Es ist die Heilige Jungfrau.«

Die beiden Berater wichen zurück und starrten den König an. »Wir sehen nichts, Sire.«

Der König wandte den Kopf zu ihnen. »Ihr seht nichts?«

»Nein, Sire. Wir sehen nichts. Was seht Ihr?«

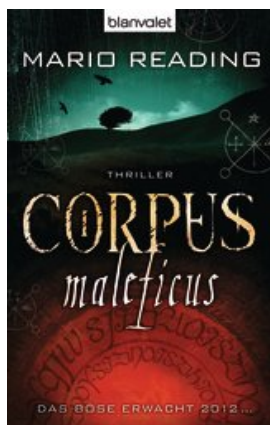
Der König drehte sich wieder in Richtung der Krypta seines Vaters um. »Ich sehe die Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, wie sie den Umhang meines Streiters aufhebt und ihn sanft über seinen Rücken legt, damit er nicht friert.«

Die beiden Männer bedeckten das Gesicht mit den Händen. Dann fielen sie auf die Knie und warfen sich der Länge nach auf die Fliesensteine des Mittelschiffs.

Nach nur kurzem Zögern schritt der König auf die kniende Gestalt des Grafen zu.

De Bale hörte, wie sich der König näherte, beschloss aber, nicht aufzublicken. Die Worte des Königs waren durch die hallende Basilika bis zu ihm vernehmbar gewesen, und de Bale begriff, dass sich genau in diesem Moment seine eigene Zukunft und die seiner Familie für alle Zeiten entscheiden würde.

Er spürte, wie die Spitze des königlichen Schwerts seine



Mario Reading

Corpus maleficus

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-37598-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2010

Denn das Böse erwacht 2012 ...

Vor achthundert Jahren schworen die Mitglieder des Corpus Maleficus, dem Teufel für alle Zeiten den Zugang zu unserer Welt zu verwehren. Doch gemäß einer Maya-Prophezeiung steht Satans Herrschaft über die Menschheit nun unmittelbar bevor. Die Einzigen, die dem Ende aller Tage jetzt noch im Wege stehen, sind ein amerikanischer Schriftsteller, ein pensionierter französischer Polizist und die Streiter des Corpus Maleficus – auch wenn sich die Mittel und Wege des Corpus kaum von denen des Teufels unterscheiden ...